

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

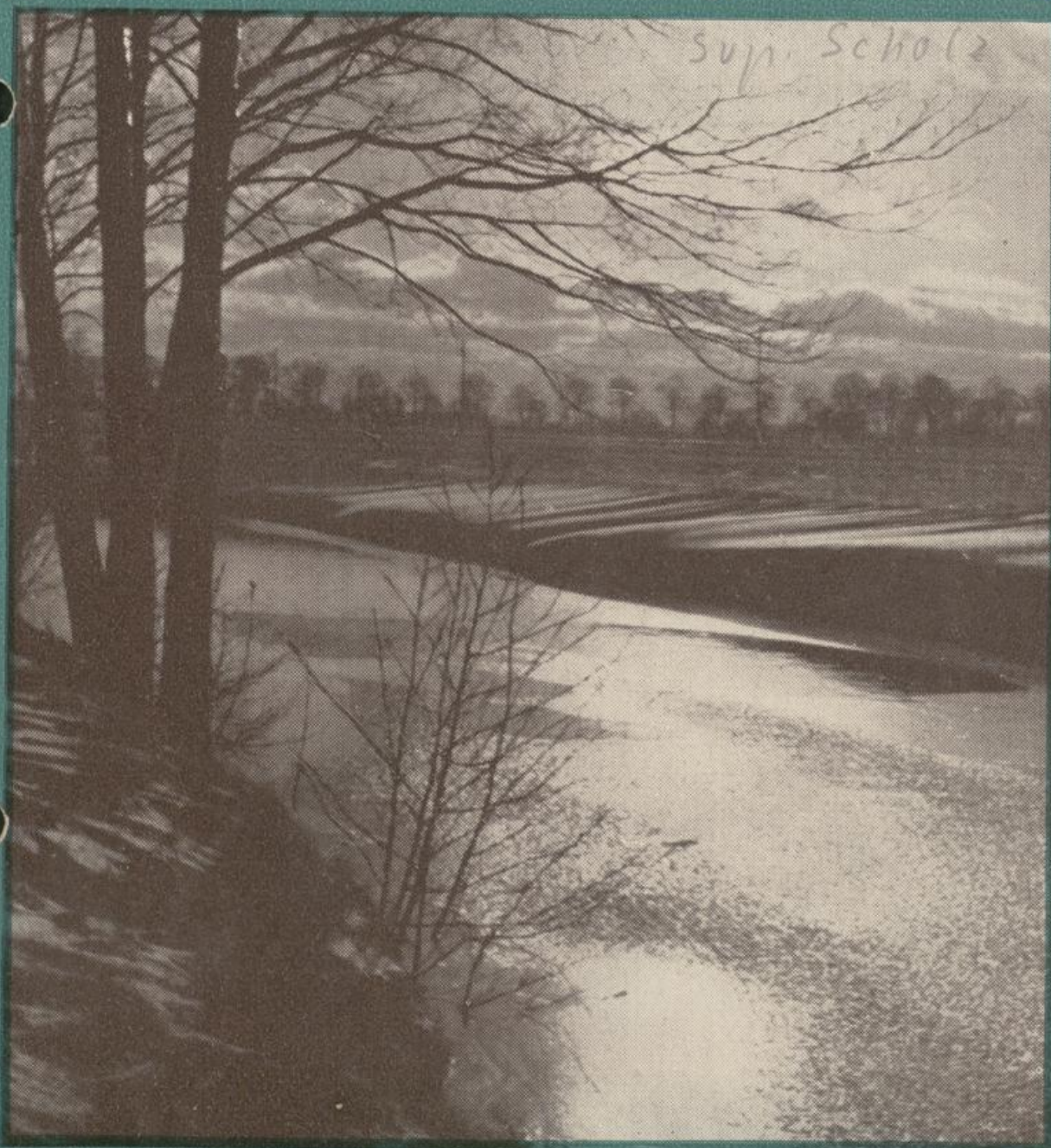
Unsere Heimat 1956

12 (1956)

Unsere

HEIMAT

Blätter aus der Prignitz



2. Jahrgang

1956

12



Arbeiterstudenten

Bleistiftzeichnung von Prof. Otto Bertl, Bad Wilsnack

P6 A 833



JOHANNA KRAEGER

Singt das Lied des Friedens

*Wenn die Kerzen brennen
hell in jedem Haus
und die Glocken klingen
in die Nacht hinaus,*

*denkt an alle Menschen
in der weiten Welt,
die der Ruf des Friedens
in den Kreis gestellt.*

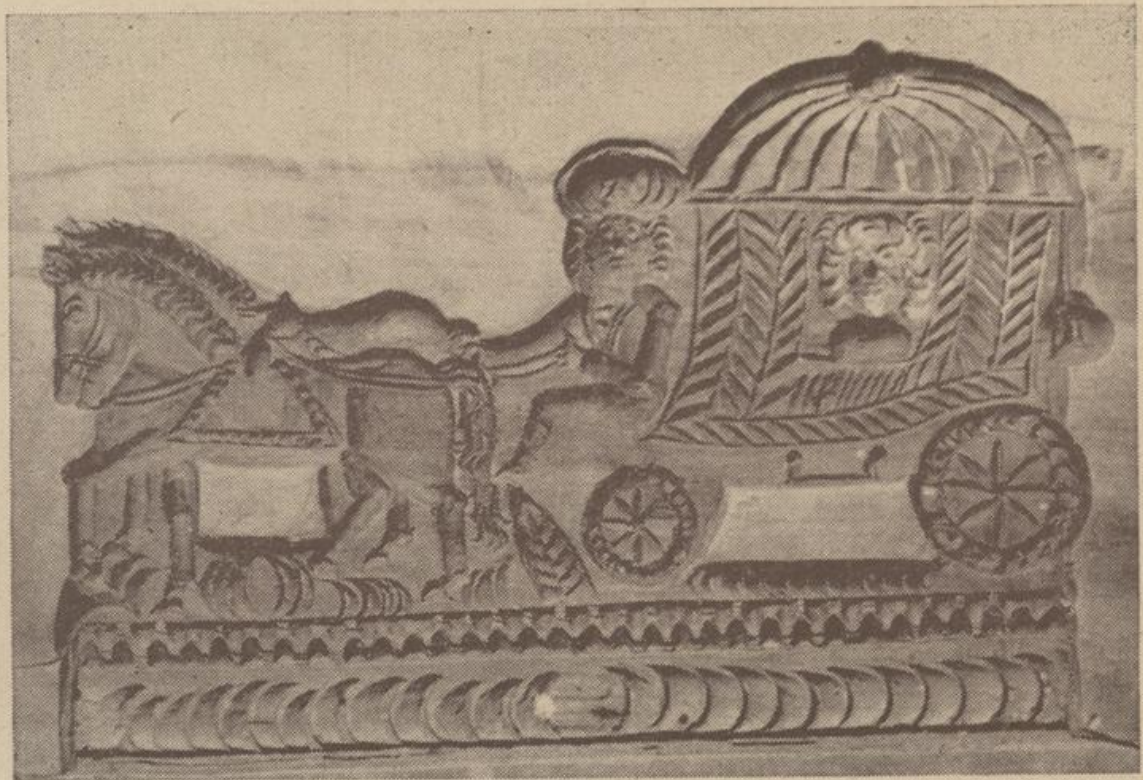
*In den Kreis der Gleichen,
der die Welt umspannt,
die sich Hände reichen
über Land und Land.*

*Singt das Lied des Friedens,
der das Glück bewacht,
wenn die Kerzen brennen
in der Weihnachtsnacht.*

*Schöpft aus tiefen Brunnen
der Vergangenheit,
formt mit jungen Händen
das Gesicht der Zeit.*

*Tragt das Bild des Friedens
noch ins letzte Haus,
daß die Glocken klingen
in die Welt hinaus.*





Alte Lebkuchenform

ALBERT HOPPE, PERLEBERG

Zur Weihnachtszeit

Zwei Sonderausstellungen im Perleberger Heimatmuseum

Die Weihnachtszeit ist die Zeit des Freudeschenkens. Auch unser Heimatmuseum möchte die vielen alten und die hoffentlich bald noch mehr neuen Freunde für diese Zeit mit etwas recht Beglückendem erfreuen. Neben dem, was an reicher Fülle aus der Vergangenheit der Heimat für den Besucher da ist, sollen zwei Sonderausstellungen ganz in die Stimmung der Weihnachtswochen hineinführen, in die Glückseligkeit des Schenkens und Schmausens und in den Zauber des Lichts, das das Dunkel der Nacht besiegt.

Eine kleine Arbeitsgemeinschaft junger Heimatfreunde hat an den im Museum befindlichen alten Formen der Leb- und Pfefferkuchenbäckerei Gefallen gefunden. Sie faßte den Plan, diese z. T. uralten Formen, die die reizvollsten Motive in sauberer, feingeschnittener Arbeit aufweisen, wieder zum Leben zu erwecken. Nach ebenfalls ganz alten Rezepten haben sie auf mancherlei Art den Teig bereitet, und die Formen im Verein mit der milden Backhitze haben daraus nun all die appetitlichen Honigkuchen und die anderen Weihnachtsleckereien erstehen lassen, die schon Großvater und Großmutter erfreuten, als sie noch Kinder waren. Da sehen wir die prächtige Brautkutsche, da stellt sich die Eva im Paradies vor, wirklich zum Anbeißen schön, da ist das Pärchen in der Rosenlaube, der kühne Reitersmann, der Landsknecht mit den weiten Pluderhosen und vieles, vieles andere mehr, das von der Wahrheit des alten Spruches zeugt:

„Wenn sich Mund und Magen laben,
will das Auge auch was haben.“

Daneben haben unsere jungen Museumshelfer noch manches andere hingezaubert, das in dieser Sonderschau die Besucher erfreuen soll. Bunte Weihnachtspyramiden, mit sinnvollen und neckischen Figuren behangen, stehen da, originelle Puppen aus Urgroßmutterns Zeiten werden Freude und Schmunzeln wecken, und alles, was ein Kinderherz vergangener Zeiten zur Weihnachtszeit glücklich machte, ist zu sehen. So kommt der Weihnachtsmann auch zu uns in das traute Heimatmuseum, und die Museumsleitung wäre glücklich, wenn recht viele Besucher in diesen Festwochen kämen, um sich hier mit rechter Freude beschenken zu lassen.

Die andere Sonderschau, die im oberen Stockwerk schon seit einiger Zeit steht, ist dem Licht geweiht. Licht in das Dunkel zu bringen, ist das uralte Streben und Sehnen der Menschheit. Das Wintersonnenwendfeuer einst und der Kerzenglanz am Weihnachtsbaum heute, beide in den dunkelsten Nächten des Jahres angezündet, sind das Symbol dafür. Alles Streben aber führt zum Fortschritt, und so hat diese Sonderschau das Motto: „Vom Kienspan zum Neonlicht!“

Es führt die Gedanken um Jahrtausende zurück, wenn wir sinnend vor dem primitiven Halter stehen, in dem einst der lange Kienspan steckte, blakend und wenig leuchtend. Es zeugt von der Menschen unstillbarem Sehnen, das oft nicht ahnt, wie bald es erfüllt und schier unfaßbar übertroffen wird, wenn man vor dem Wachsstock mit der Putzschere steht und an Goethes Wunsch und Worte denkt:

„Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
als wenn die Lichte ohne Putzen brennten!“

Und es macht einen nachdenklich und ein wenig betrübt, wenn man an die Fülle des Lichtes denkt, die heute den Neonröhren entstrahlt, die Fülle des Lichtes, die aus menschlichem Geist und menschlichem technischen Können

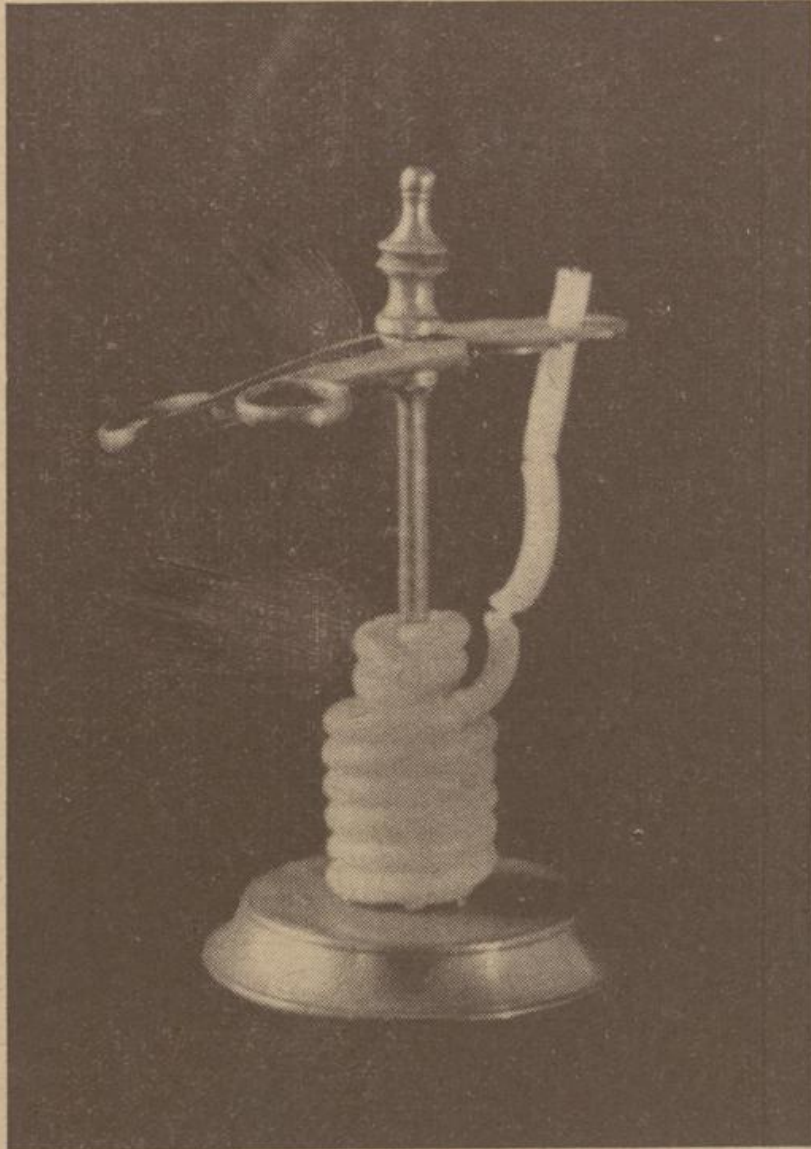
entsprang, und die doch nicht zu verbergen vermag, daß diese Genialität des Menschen es nicht im gleichen Schritt vermochte, Licht in das Dunkel der menschlichen Irrungen und Wirrungen zu bringen. „Klüger und ein-



Ölkrüsel

sichtiger wird die Menschheit werden, aber besser und glücklicher nicht“, prophezeite Goethe einst — und dies in der kleinen Ausstellung dargebotene wundervolle Zeugnis der Leistung des menschlichen Geistes auf technischem Gebiet scheint ihm recht zu geben. Der Verstand ist gewachsen, Humanität und Toleranz aber haben nicht Schritt gehalten.

Doch die Weihnachtszeit ist seit altersher ein Versuch, Härte und Haß beiseite zu schieben und Güte und Freude leuchten zu lassen. So tut es in vielen kleinen Dingen auch diese liebevoll aufgebaute Schau. Neben den



Wachsstock

vielen „Tranfunzeln“, Krüsellampen, Wachsstöcken, Öl- und Petroleum-brennern, Laternen, Stand- und Hängeleuchtern findet man auch eine unterhaltsame Darstellung über die „Erleuchtung“ unserer Stadt. Über die Vorschrift, daß bei nächtlichen Bränden und anderen Notgelegenheiten die Bürger Kerzen an die Fenster zu stellen hätten, kam man bald zu der

Erkenntnis, daß eine regelrechte öffentliche Beleuchtung da sein müsse. So schuf man nach langen Debatten 1836 die erste Straßenbeleuchtung, indem man in Perleberg 30 große klobige und umständlich zu bedienende Öllampen anbrachte, die im Jahre über 10 Zentner Öl fraßen und deren letzte heute im Museum hängt. Als dann aber das helle Licht der Gaslaternen aufkam, gab es erneut eine starke Erregung der Gemüter und heftige Diskussionen. Ein Zeitungsbeitrag war strikte dagegen! Und zwar a) aus theologischen, b) aus juristischen, c) aus medizinischen, d) aus philosophisch-moralischen, e) aus polizeilichen, f) aus volkstümlichen Gründen. Die Gründe wurden ausführlich erläutert. Der theologische hatte zum Inhalt: Die Nacht sei mit der Finsternis bedacht. Der Mond gebe die von Gott gewollte natürliche Helligkeit. Die Nacht zum Tage zu machen sei eine Gotteslästerung und wider den ausdrücklichen Willen der Schöpfung! — Die anderen Argumente sind nicht weniger köstlich. Doch wir wollen nicht vorgreifen. Der geneigte Besucher mag sie selbst nachlesen.

Perleberg erhielt damals trotz allen hochwissenschaftlichen Gegengründen im Jahre 1866 mit 92 Lampen seine „moderne“ Gasbeleuchtung. Es schwelgte im Glanze der Glühstrümpfe! Heute brennen über 400 Lampen in den Straßen und auf den Plätzen unserer Stadt. Doch noch immer ist das unstillbare Sehnen der Menschen nach dem Licht nicht zu Ende. Fast will uns dies unbescheiden dünken, und doch ist es verständlich, wenn wir dieses Lichtsehnen auch auf die geistigen und menschlichen Dinge beziehen. Möge auch hier der Menschheit einmal die „Erleuchtung“ kommen! — Wir selbst aber verlassen diese kleine Schau mit der Hochachtung vor der menschlichen Erfinderkraft und mit Dankbarkeit, daß wir nicht mehr in der Zeit des Kienspans oder der Tranfunzel leben müssen, wenn wir hier und da in den Zeiten der Stromsperrren auch mal eine kleine Kostprobe davon bekamen.



Hexenglaube und Hexenverfolgung in unserer Heimat

Fortsetzung von Heft 9/1956

Perleberg genießt den zweifelhaften Vorzug, den ersten nachweisbaren Hexenprozeß der Mark zu besitzen. 1509 wurde im „Rothen Buch“ der Stadt auf Pergament zu Protokoll genommen:

1. Chane Kregers hefft bekannt, dat se hefft Herrn Peter, den capellan, bordig von Stendall, blynt gemaket (geblendet).
2. De Hans Rossowesche hefft bekannt, dat se hefft Chane Kregers gelehret, wenn se den papen (Kapellan) scholde blynt maken. — Ebenso hätte sie 7 Männer vergiftet.
3. De Kaldregersche hefft bekannt, dat se hefft genomen mynschen knaken, myget (Harn), solt und erdrike und hefft dat vor Peter Fritzen dore gegraven, davon he versticket is, dat he davon gestorven is.
4. De Klenzke hefft bekannt, dat se hefft gehalet eyne dröge Bretvoth, dede stak uppe Claves Milowes thune vor dem Duberzinschen dore, und hefft de Chane Plotzen gebracht in Peter Fritzens bode (Häuschen) und des papen har der poggen dorch de ogen getagen und hebben den papen mede blynt gemaket und hefft ok bekannt, dat se de pogge wedder weg gedragen hefft by de mure und den pott enttwey geworpen.
5. De olde Plotzesche (der Chane Mutter) hefft bekannt, dat se rat und dat darmede gehatt hefft, dat her Peter, de capellan, so geplaget ward und blynt gemaket is.

Außerdem habe sie 5 Leuten das gebräute Bier verdorben, 3 vergiftet, 5 Schwangeren die Kinder umgebracht.

Diese vorgescrewen frowen synt gebrannt und entlivet dorch unses forsten, markgrawen Joachim, forderungen am dage margarete anno dm. mxvc nono.“

Als die Rädelsführerin dieses fünfköpfigen „Hexennestes“ wurde die alte Plotzesche verdächtigt.

1565 wurden in Perleberg 11 Hexen wegen Giftmischerei, Teufelsbuhlerei und verdorbener Bierbräu verbrannt. Es waren die Achim Garmasche, Merten Kregsche zu Spiegelhagen, Achim Briesemannsche, Grete Rhinsberger, die Techensche, Hans Didesche, Hans Hardische, Hildebrandt Redersche, die Tiksche, Harksche und Daneilsche. Die drei letzten bekannten, daß „sie und ihre Mastschop (Gesellschaft) in der St. Walpurgisnacht auf dem Blocksberg zusammengekommen wären, wozu sie sich in der Nacht an der Landwehr bei Perleberg versammelt hätten. Allda habe sie der Teufel sämtlich aufgenommen, sie mit gewaltigem nächtlichem Brausen und Sausen auf den Blocksberg geführt, wofür jede 3 Scherff (20—30 Pfennig) gegeben habe, und als sie oben angekommen, wären Ochsen geschlachtet worden. Sie hätten gegessen und getrunken, mit den bösen Geistern getanzt und derselben ihre Wohlfahrt geleistet. Die Tiksche, Harksche, Daneilsche wären auf dem Blocksberg gewesen.“ Dasselbe wird für zwei Frauen aus Pritzwalk beurkundet. Am häufigsten kehrt als Vergehen der „giftige Guß“ wieder. Er bestand aus einer Mischung von Asche, Harn, Bocksblut, lebenden Kröten, Schlangenköpfen, geweihten Oblaten, Graberde, Holz einer Totenbahre oder einer Radspeiche, auf der ein Mörder gerädert war. Dieses „Vorgift“ wurde an Torwegen eingegraben und sollte tödliche Krankheiten und weibliche Unfruchtbarkeit bewirken. 1579 scheint offenbar in Perleberg die letzte Verbrennung auf einer Kuppe des Weinbergs, dem Galgenberg, stattgefunden zu haben.

So beläuft sich das Sterberegister nach gegenwärtigem Ergebnis:

Stadtbezirk Perleberg	1509/1565	17 Hexen
Stavenow	um 1560	mehrere
Amtsbezirk Lenzen	1652—1676	4 Hexen
Berge	1668	2 Hexen / 1 Zauberer
Pritzwalk	um 1560	2 Hexen

In Schwerin waren es 1607—1676 fünf Hexen und zwei Zauberer. 1668 und 1677 in Balow der Schmiedemeister und Ilse Reimanns, in Dambeck 1672 Tonis Gildemeister und die Schäferfrau Anna Niemanns. 1569 gestand eine Hexe in Neuruppin auf der Folter, sie habe einen Teufel namens Hans, der ihr Geld, Brot und Speck zutrage. 1571 habe Anna Dosmann zu Wittstock den Teufel in ein Kristall gebannt und ihm befohlen, in Gestalt eines Hundes oder Hahnes Schaden zu verursachen.

Von den Unterlagen über die Hexenprozesse hat sich nur einer in unsere Tage gerettet, der Prozeß auf Eickerhof bei Losenrade (3 km SW von Wittenberge):

„Anno 1663 den 12. November haben die edlen Herrn von Potlitz von Eicke und Eickerhof von mir begehret, meine Untertansfrau zur Konfrontation gegen die Straufensche zu kommen, welche gesagt hatte, sie habe ihr die

Zauberkunst gelernet. Ich (v. Grävenitz) habe sie nicht wollen gegenkommen lassen, sie gäben mir erst einen Revers heraus. Haben sie (Herren zu Putzlitz) mir zur Antwort gegeben, daß sie das nicht schuldig wären, weil sie meine Lehnsherren wären und halten die Halsgerichte. Habe also bald, wie daß ich zu Hause kommen, die Petersche für mich beschieden im Beysein Moritz von Rossow und gesaget, wie daß die Gürgen (Georg) Straufensche auf ihr bekennet, daß sie ihr die Hexenkunst gelernet, meine Untertansfrau aber geläugnet und gesaget, sie habe keine Zauberkunst gelernet, sie wäre eine ehrliche Frau und sollte ihr kein Mensch was Böses beweisen. Darauf habe ich sie in Arrest auf meinem Hofe behalten. Denselben Tag hat gegen den Abend der Herr Rittmeister einen Knecht geschicket und fragen lassen, wo ich sie nicht in Arrest hätte nehmen lassen, so möchte ich sie einen Tag oder drei ansehen.

Anno 1663 den 15. November habe ich den Priester an die drei Herren geschickt und vernehmen lassen, ob die Straufensche noch beständig bliebe. Haben die Herren zur Antwort gegeben, es müßte die Petersche zur Antwort kommen, wäre sie denn unschuldig, so hätten sie mit ihr nichts zu tun, könnte sie sich aber nicht verantworten, so würde ich ihnen nicht verdenken, so würden sie sie dabehalten. Darauf ist Geil Peters nebst seinem Sohne Heinrich zu mir gekommen und begehret, daß ich seine Frau zur Antwort gegen die Straufensche kommen lassen sollte, denn sie wäre unschuldig. Habe ihnen also bald zur Antwort gegeben, das könnte nicht geschehen, weil die Herren die Halsgerichte stritten. Geben sie beide zur Antwort, es sollte mir alles zur Caution gestellet sein, was sie hätten. Wenn ihr könnte beigebracht werden, daß sie die Zauberkunst könnte, wollten sie beide mit einem weißen Stock davongehen.

Anno 1663 den 16. November habe ich auf Einraten seines Bruders wieder nach den Herrn von Potlitz geschicket und vernehmen, ob die Straufensche noch begehret, daß die Petersche sich sollte gegen sie verantworten. Haben sie mir meinen Diener zurückgeschicket und sagen lassen, ich sollte die Petersche schicken zur Verantwortung. Darauf habe ich ihr noch einmal gefragt, ob sie noch begehret hinzugehen. So sie schuldig wäre, sollte sie meinen Gerichten verbleiben oder wenn es ihr überwiesen würde und die Herren von Potlitz behielten sie da, so wollte ich dem Mann und Sohn alles das Ihrige nehmen, darum sollte sie sich wohl bedenken und in meinen Gerichten bleiben. Darauf Mann und Sohn benebst ihrer begehret, ich sollte sie aus meinen Gerichten losgeben, sie hätten ja alles das ihrige mir dafür gesetzt.

Darauf habe ich ihr benebst Mann und Sohn mitgegeben zwei meiner Untertanen als Heinrich Pürken und Gewert Speitlingen, den von Rossow und den Priester statt meiner.

Wie nun auf den Eickerhof gekommen bei die Straufensche und sich nicht verantworten können, haben die Herren von Potlitz die Petersche da-

behalten, nach dem Eickerhofe gebracht und ist allda gepeinigt worden, worin sie bekannt, daß sie von der Straufenschen drei Geister angenommen, auch viel Schaden getan, ihrem eigenen Sohn Heinrichen Säue umbringen lassen, ihrem eigenen Manne auch alte Kuhstricke vor Würste gespeiset und gesagt, wie ofte sie vom Teufel hätte giftige Kröten zur Welt geboren. Worauf sie vier Wochen hernach (17. Dez. 1663) auf der Hexenmäsche (Schweineweide) ist gebrennet. Der alte Mann hat sich sehr gegrämet, daß er gestorben. Der Sohn hat Schimpfs halber sich aus Losenrade wegbegeben und drei Jahre nachher ist er nach Wittenberge gezogen. Sonst aber ist ihm von der Caution nichts genommen.“

Dieser Hexenwahn wird uns begreiflich, wenn wir die Aufzeichnungen alter Kirchenbücher lesen:

„Anno 1561 am 28. Dezembri ist der gantze Himmel die Nacht blutrot gestanden. Etliche vermeinten, es würde eines Feuers Schein sein, aber es war ein Wunderzeichen“

„Anno 1563 am Tage Pauli Bekehrung ist vom Abend an bis auf den Morgen ein schrecklich Zeichen am Himmel gewesen von Blut und Rauchdampf.“

Mit kindlicher Gläubigkeit gab sich der mittelalterliche Mensch dem Wunder hin, aber mit ebenso tiefem Mißtrauen erfüllte ihn die Angst vor allem Bösen, dessen Ursache seiner Erkenntnis verborgen blieb. Gysel van der Lier, der Amtmann zu Lenzen, eilte seiner Zeit weit voraus, indem er im Kirchenbuch zu Lenzen den Vermerk streichen ließ: „Saga condemnata et combusta“ (Die Hexe wurde verurteilt und verbrannt). 1701 räumte der Hallesche Rechtsprofessor Thomasius mit dem Hexenwahn auf, und 1712 trat ihm der englische Schriftsteller Addison zur Seite. 1740 wurde in Preußen die Folter abgeschafft. Damit endeten diese menschenunwürdigen Prozesse und die Mittel einer barbarischen Strafjustiz, welche durch Jahrhunderte über dem gesellschaftlichen Leben lasteten. Die einstigen Richtstätten der Galgenberge (Weinberg, Dallmin, Neuhausen, Marnitz) hallen nur noch in den Flurnamen als ferne Erinnerung nach. Tiefer ist seitdem die Erkenntnis der Menschheit eingedrungen in die realen Zusammenhänge der Wirklichkeit, und nichts kann sie mehr von dem Wege abbringen, die Welt aus sachlicherer Wissenschaftlichkeit heraus tiefer zu ergründen.

Quelle: O. Vogel, Perlebergische Geschichten

Die Prignitz im Dreißigjährigen Krieg

In der ersten Periode von 1618 bis 1623 blieb die Prignitz vom großen Krieg völlig verschont. Doch schon 1626 zeigten sich die ersten Vorboten kommenden Unheils. (Kyritz war 1625 durch die Einquartierung einer Kompanie Wallensteiner unter ihrem Hauptmann La Fontaine mit den Freund und Feind gleichermaßen ausplündernden Truppen in Berührung gekommen.)

Ernst von Mansfeld, der am 25. April 1626 an der Dessauer Elbbrücke von Wallenstein geschlagen wurde, zog sich nach Norden zurück. Dadurch wurde das noch immer neutrale Brandenburg in das Operationsgebiet einbezogen. Havelberg, Kyritz, Pritzwalk und andere Orte der Prignitz bekamen durch einquartierte Truppen des Mansfeld einen Vorgeschmack von diesem Krieg.

Kaum waren diese Truppen nach Süden abgezogen, drangen die Dänen in die Prignitz ein. Den Bürgermeister von Pritzwalk schleppten sie als Geisel nach Jütland mit. Bis nach Havelberg sollen die Dänen vorgedrungen sein. Doch bald kam Wallenstein mit seinem Heer von Ungarn zurück, wo er für den Kaiser gegen den Siebenbürger Fürsten Bethlen Gabor gekämpft hatte.

Von nun an blieb die Prignitz kaum ein Jahr frei von einquartierten, durchziehenden und plündernden Truppen. Im Winter 1626/27 hauste in Wittenberge der Wallenstein'sche Oberst Fahrensbeck, der sich als „Plagegeist der Prignitz durch seine Untaten ein trauriges Andenken gestiftet hat. Ruhig konnte er es mit ansehen, wie seine Soldaten friedlichen Einwohnern, wenn diese sich Plünderungsversuchen widersetzen, die Augen aus dem Kopf rissen, den Bauch aufschnitten oder ihnen gar mit der Axt den Kopf abhackten, so daß selbst Wallenstein darüber entsetzt war“.¹⁾

Da diese Schilderung aus einer wesentlich späteren Zeit entstammt, läßt sich nicht mit Genauigkeit sagen, inwieweit sie den Tatsachen entspricht oder Übertreibungen enthält.

Welche Leidenszeit für die gesamte Prignitz jetzt anbrach, schildert uns ein Bericht der Prignitzer Ritterschaft vom 3. September 1627 an den Kurfürsten. „Alles, was verschlossen, vermauert und vergraben . . ., alle Gemächer, Fensterläden, Türen, Kasten, Laden . . . mit Gewalt entzweigeschlagen, alles . . . herausgenommen, Weibs- und Mannespersonen nackt ausgezogen . . . Frauen und Jungfrauen geschändet. Alle Lebensmittel

wurden geraubt, das Vieh hinweggetrieben. Die Kirchen wurden geplündert und in gröblichster Weise beschmutzt. Der arme Bauersmann hat überall nichts behalten, die Pferde, alles Vieh, klein und groß, und was er sonst gehabt, ist ihm alles genommen und entzwei geschlagen . . . Man hat die Leute gepeinigt, geprügelt, gehenkt und jämmerlich geplaget, und hierunter hat man zwischen adligen und anderen Personen keinen Unterschied gemacht“.²⁾

Doch es sollte noch viel schlimmer kommen. 1631 rückte der inzwischen in den Krieg eingetretene schwedische König Gustav Adolf mit seinem Heer heran. Den Ausbau der Schanze bei Werben und die sich daraus ergebenden Kämpfe mit ihren für das Land verheerenden Folgen verdanken die Prignitzer ihm. Eine zweite befestigte Anlage befand sich bei Dömitz. So kam der Reim auf:

„Dömitz und Werben
Waren der Länder Verderben“³⁾

Anfangs wurde Gustav Adolf von der Bevölkerung als Befreier begrüßt, doch bald mußte man erkennen, daß es die Schweden noch ärger als die Wallensteiner trieben. Zur gleichen Zeit, als Tilly Magdeburg nahm und verwüstete, im Mai 1631, kam Gustav Adolf auch nach Wittenberge und nahm seinen Wohnsitz in der „Burg“. Die Wallensteiner wurden vertrieben. Bei Annäherung neuer Truppen verbarg sich die Bevölkerung in den damals noch ausgedehnten Eichenwäldern. Das folgende kleine Liedchen wurde in dieser Zeit gesungen:

„Bet', Kinder, bet'
morgen kommt der Schwed',
morgen kommt der Ochsenstern,⁴⁾
wird die Kinder beten lehr'n.“⁵⁾

Der Höhepunkt des Leidens wurde 1636 bis 1638 erreicht. Das schwedische Heer unter General Baner und das kaiserliche Heer unter Feldmarschall Gallas kämpften in dieser Zeit hauptsächlich in der Prignitz. So kam es am 4. Oktober 1636 bei Wittstock zu jener großen Schlacht, bei der sich etwa 40 000 Soldaten gegenüberstanden. Wohl mußten sich die Kaiserlichen und die Sachsen zurückziehen, weitere Kämpfe dauerten jedoch noch bis 1638 an.

Putlitz brannte 1638 ganz nieder, in der Perleberger Geschichte wurde mit schwarzen Lettern der „Schwedentag“ im November desselben Jahres vermerkt und Pritzwalk nach Abwehr einiger Kompanien im März vier Monate später von den Schweden eingenommen und vollkommen ausgeraubt; 108 Wagen mit Beute sollen fortgeschafft worden sein. Den Einwohnern blieb oftmals nicht einmal die Kleidung. In Lenzen sollen die

Schweden 50 Bürger zu Tode gemartert haben, weil diese nichts mehr hatten, um die Forderungen der plündernden Soldaten zu erfüllen. Bei dem durch die Schweden verursachten Brand seien sogar 25 Kinder in die Flammen geworfen worden. In Meyenburg, Wittstock, Wittenberge, ja, in der ganzen Prignitz spielte sich ähnliches ab. Kein Bauer wagte sich mehr zum Bestellen der Äcker aus seinem Schlupfwinkel heraus. „Nunmehr wurde Brot aus Kleie, Spreu und Eicheln gebacken, die Heringslake wurde hoch bezahlt, da die Leute damit das in Wasser gekochte Gras und Kraut kochten. Hunde-, Katzen- und Wolfsfleisch wurden ein vielbegehrter Leckerbissen. Selbst das Aas gefallener Tiere wurde mit Heißhunger verschlungen. Infolge der Hungersnot brachen allerhand Seuchen aus. Die Ruhr, die Pest und der Hungertyphus forderten ihre Opfer, so daß die Menschen wie die Fliegen dahinstarben.“⁶⁾

Welches Ausmaß die Bevölkerungsverluste durch die Pest hatten, zeigt folgende, bei weitem nicht vollständige Übersicht der an dieser Seuche gestorbenen Menschen in nur drei Städten. (Selbstverständlich befanden sich darunter auch ortsfremde Personen, Soldaten u. a.)

	Kyritz	Pritzwalk	Wittstock	
1626	800	138	—	
1631	261 (231?)	—	—	davon nach der Schlacht
1636	—	—	305	(4. Okt.) allein 101
1638	—	1500	1599	Hungersnöte ⁷⁾

Wer sein Leben aus Krieg und Seuche noch hatte retten können, floh aus dieser Hölle des Leidens und suchte Schutz und Obdach in ruhigeren Gegenden. Die Flammen der brennenden Dörfer und Städte leuchteten weit über die Prignitz hinaus. Kyritz brannte wiederholt (1622, 1627, 1634 und 1636); Wittenberge zweimal, Lenzen, Perleberg und Pritzwalk teilweise nieder. In Putlitz betrug der Schaden durch Brandschatzung von 1625 bis 1645 rund 200 000 Taler. Die Prignitz wurde menschenleer. Schätzungen beziffern die Zahl der Landbewohner auf ein Zehntel der früher ansässigen Bevölkerung.⁸⁾

So wundert es nicht, wenn die Unterschrift unter einem Beschwerdebrief vom 7. Januar 1641 an den neuen Kurfürsten Friedrich Wilhelm lautet: „In dem ganzen ruinierten Prignitzirischen Kreise sich annoch befindene arme Unterthanen“. Es wird angegeben, daß nach „angestellter fleißiger Inquisition bloß 373 Bauersleute gefunden wurden . . .“⁹⁾ Dazu müssen freilich noch die Kätner gerechnet werden, deren Zahl aber gering war. Das letzte Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges verlief dann für die Prignitz relativ ruhig, obwohl auch dann noch durchziehende und marodierende Truppenteile Unsicherheit verbreiteten und Plünderungen vornahmen.

Die Prignitz am Ende des Krieges

„Als der Friede kam, lag Deutschland hilflos, zertreten, zerfetzt, blutend am Boden . . .“, so urteilte Friedrich Engels über den Zustand unseres Vaterlandes.¹⁰⁾

Und wie sah es in der Prignitz aus, die mit zu den am meisten betroffenen Gebieten gehörte? Sie lag „als Wüste da, aus der hier und dort statt freundlicher Dörfer rauchgeschwärzte Ruinen zwischen Äckern, die mit Busch bewachsen waren, hervorragten . . . Kaum, daß die aus den Wäldern und Sümpfen nach und nach zurückkehrenden Bewohner ihre Dorfstätte wiederfanden.“¹¹⁾

Die über drei Jahrhunderte erhalten gebliebenen Chroniken, Berichte, Akten und andere Quellen — es sind für die Prignitz leider allzu wenige und unvollständige — geben uns einen ungefähren Überblick darüber.

Wenn wir wissen, daß die Bevölkerungszahl der Prignitz um 66 Prozent reduziert wurde und nur ein einziges Dorf, Kolrep in der Ostprignitz, vom Kriege verschont blieb, so reden diese Tatsachen schon eine deutliche Sprache. Kein anderes Gebiet Deutschlands wurde derart hart betroffen. Hier eine kleine Übersicht über die Bevölkerungsverluste, die durch direkte und indirekte Kriegseinwirkungen (Kampfhandlungen, Totschlag, Seuchen und Hungersnöte) zu verzeichnen waren:

	Vor							Nach
	1618	1618	1620	1630	1638	1640	1648	1648
Pritzwalk	—	—	5000	—	—	—	—	1100
Lenzen	3000	—	—	—	—	—	—	300
Kyritz	—	3000	—	—	—	1000	—	—
Perleberg	—	—	3500	—	—	300	—	—
Meyenburg	1000	—	—	—	30	—	—	450
Fl. Zechlin	—	—	—	110*	—	51*	—	—
Kuhsdorf	29*	—	—	—	—	—	—	7*
Putlitz	—	—	—	—	—	—	—	13
Seedorf	—	—	—	—	—	—	1	—
Krempendorf	—	—	—	—	—	—	—	4

*) Hierunter sind nur die dienstpflchtigen Bauern aufgeführt

Nehmen wir noch einige Angaben hinzu, die der Landreiter Samuel Rose aus Perleberg 1652 im Auftrage des Kurfürsten machte.

Er stellte in der Prignitz ca. 40 Wüstungen (einschließlich der schon vor dem Kriege entstandenen) fest und berichtete, daß in 8 Orten nur 1 Wirtschaft, in 14 nur 2, in 16 nur 3 und in 20 nur 4 besetzt seien. Die Zahl der erwachsenen männlichen Einwohner der Prignitz beziffert er mit rund 2200.¹²⁾ (Die Städte Wittstock, Havelberg, Kyritz, Lenzen, Perleberg und Pritzwalk sind nicht mit einbegriffen. Auch muß hierbei in Betracht ge-

zogen werden, daß sich darunter schon 175 eingewanderte Personen aus Holstein, der Hamburger und Lübecker Gegend befanden. Insgesamt gesehen hatte sich die Bevölkerungszahl 1652 gegenüber der um 1640 etwa vervierfacht.)

Von folgenden Dörfern wissen wir, daß sie vollkommen zerstört wurden: Weisen, Bentwisch, Garlin, Nitzow, Rambow und Baekern in der Westprignitz; Beveringen, Berlin(chen), Christdorf, Garz, Halenbeck, Kemnitz, Ziemendorf (nicht wieder erbaut), Kuhsdorf, Bullendorf, Gr.-Langerwisch, Beckenthin, Stepenitz, Woltersdorf und Wutike in der Ostprignitz.¹³⁾

In der Anlage finden wir eine Aufstellung über die männliche Bevölkerung in den Ortschaften der Westprignitz nach dem Bericht des Landreiters Rose von 1652.

Nimmt man noch die stark zerstörten Städte der Prignitz dazu, so rundet sich das Bild. Besonders trostlos sollen Wittenberge, Putlitz, Meyenburg und Freyenstein ausgesehen haben.

Die schweren Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, sollten lange nicht verheilen. Werfen wir einen letzten Blick auf die Lebensader der Prignitz, die Elbe, so wird das beinahe wörtlich bestätigt. Da die Instandhaltung der Elbdeiche durch die Kampfhandlungen und wegen fehlender Arbeitskräfte vernachlässigt wurde, brach der Deich in der Werbener Gegend kurz hintereinander 1646, 1649 und 1655.

Leider geben die alten Quellen unserer Heimatgeschichte wenig Aufschluß über das Wirtschafts- und Kulturleben jener grauenvollen Zeit. Wir gehen aber wohl kaum fehl in der Annahme, daß es damit eher noch schlechter bestellt war, als es uns Rückschlüsse aus vorliegendem Zahlen- und Sachmaterial ahnen lassen.

- 1) L. Lehmann: Ein Rückblick auf die Geschichte der Stadt Wittenberge, S. 7
- 2) W. Götsch: Krempendorf-Stolpe, Geschichte eines Prignitzer Grenzdorfes im Wandel der Zeit, Prignitzer Volksbücher, Heft 99/100, S. 10
- 3) R. Quasebarth: Aus der Familiengeschichte eines altmärkisch-prignitz'schen Bauerngeschlechts, Prignitzer Volksbücher, Heft 89, S. 7
- 4) Anm.: Sollte mit „Ochsenstern“ der schwedische Kanzler Oxenstierna gemeint sein, der nach Gustav Adolfs Tod 1632 die Staatsgeschäfte allein führte? (R. B.)
- 5) H. Müller: Wittenerge und seine Herren, Prignitzer Volksbücher, Heft 85/86, S. 27
- 6) L. Lehmann a. a. O., S. 7
- 7) Dies und das folgende Zahlenmaterial wurde aus den im Literaturverzeichnis angeführten Werken zusammengestellt
- 8) Dr. Johannes Schulze: Die Prignitz und ihre Bevölkerung nach dem Dreißigjährigen Krieg, S. VIII
- 9) W. Götsch a. a. O., S. 10
- 10) Fr. Engels: Die Mark. Anhang zu: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, MELS, Bd. I, S. 153
- 11) „Bilder aus der Geschichte der Prignitz“, S. 141
- 12) W. Götsch a. a. O., S. 13 f
- 13) „Bilder aus der Geschichte der Prignitz“, S. 133 und 139

Zum schwarzen Hahn bei Birkholz

Jedem Natur- und Heimatfreund möchte ich empfehlen, einmal den Weg von Lanz nach Birkholz zu wandern, auch mit dem Fahrrad ist es wunderschön. Es ist allerdings ein Feldweg, aber bei gutem Wetter ist er gut passierbar. Das Schloß Gadow lassen wir rechts liegen, und über Forsthaus Gadow und Forsthaus Birkholz kommen wir auf die alte Poststraße nach Birkholz über die neue Brücke nach Nebelin.

Als ich diesen Weg kennenlernte, war das Korn schon gemäht. Der Weg lag vor mir im Schmucke des scheidenden Sommers. Die Sonne warf noch ihre warmen hellen Strahlen durch die Kronen der alten Kiefern, durch die kraftstrotzenden Eichen auf die märchenhaften, schlanken, weißen Birken. Am Wegesrand blühten die Flockenblumen, die Grasnelke, der Frauenflachs, der Rainfarn — und wunderhübsch die Heide, besonders üppig auf den kleinen Blößen, die in ihrem rosenroten Teppich einige kümmernde Kiefern und entzückende dunkelgrüne Wacholder trugen. Die Honigbienen besuchten emsig die Heide, auch Fliegen verschiedener Art taten sich gütlich. Die kleine Blume bietet in ihrem Grunde den leicht zugänglichen Nektar. Zwischen zwei jungen Kiefern, zwischen Flechten und Moosen trat als wahrer Schmuck dieses Stückchens Prignitzland der Fliegenpilz hervor. Drei hübsche Gesellen, ein großer, zu einer stattlichen Haube herangewachsen, und zwei kleinere, kuglig gewölbt, mit einem feuerroten Kopf und weißen Flecken zierten die Oberhaut. Nun, wo die Heide zeigte, daß sich der Hochsommer zum Herbst neigt, stellten sich als regelmäßige Kinder noch unsere schönsten Schmetterlinge ein. Da war in seiner schönen und auffallenden Erscheinung der Admiral, ruhig und sonnenselig umgaukelte er die Blüten, auch der Trauermantel in seinem gewandten, schwebenden Flug war hier zu Hause. Der große Perlmutterfalter mit den Silberflecken auf der Unterseite seiner Hinterflügel begrüßte mich und schaukelte über die Kiefern davon. Oben in den Lüften verriet ein Bussardpäarchen, das in ruhigen Kreisen mit seinen beiden Jungen sich zur Sonne emporschraubte, daß ihm dieser Tag gefiel. Fern klang noch ihr Katzenlaut, als ich die alte Poststraße erreichte.

Ja, durch unsere schöne Prignitz lief vor Jahrzehnten, als wir die Eisenbahn noch nicht kannten, die Poststraße. Sie kam von Hamburg und ging über Birkholz durch die Löcknitz über Nebelin nach Berlin. Fröhlich, jauchzend hat der Postillion zwischen Birkholz und Nebelin in das Horn gestoßen. Die Bauern in dieser Gegend konnten es einfach nicht verstehen, wie einer diesen holprigen Weg und dann erst die Furt durch die Löcknitz in dieser Stimmung passieren konnte. Wieviel Wagenräder, wieviel Wagen-deichseln, wieviel Sielen gingen ihnen in der Furt schon zu Grunde. So manches derbe Wort der Bauern nahm die Löcknitz mit auf den Weg, so manche zerbrochene Radspeiche flog mit einem saftigen Wortschwall ein Endchen hinterher. Und stand sein Sohn noch grienend dabei, war ihm eine deftige Backpfeife gewiß. Keiner konnte es also verstehen, daß der Postillion noch jubeln konnte. War er nicht ganz klar, oder sah er nur die Schönheit dieser reizenden Landschaft? Die Bauern schüttelten mit dem Kopfe! Bei dem Postillion jedoch ging die Fahrt ohne Störung durch die Furt. Sobald er den Fluß erreicht hatte, streute er nämlich drei Hände voll Futter auf den Weg. Ein großer schwarzer Hahn mit feurigen Augen und feuerrotem Kamm kam klatschend angepflogen, setzte sich rittlings auf das Handpferd und schlug unter dauerndem Kopfnicken unablässig mit den Flügeln. Die Pferde ließen im Ziehen nach, die Stränge wurden schlaff, und doch fuhr der Postwagen durch die Furt an das andere Ufer. Von hier aus flog der Hahn zurück und pickte nun emsig das Futter, während der Postillion mit Horngeschmetter und flottem Trabe über Nebelin nach Perleberg weiterfuhr. Heute finden wir an dieser Stelle eine Brücke, die Neue Brücke genannt. Der Hahn soll in manchen stürmischen Herbstnächten mit klatschendem Flügelschlag und rotglühenden Augen auf der Brücke anzutreffen sein.

Ich war in Gedanken noch bei der alten Poststraße und bei der alten Sage von dem feurigen Hahn, als ich kurz vor mir ein lautes Klatschen vernahm. Den Kopf weit vorgestreckt, graublau mit Metallschimmer überzogen, an den Halsseiten einen auffallenden weißen Fleck, verschwand die Ringeltaube in den Fichten. Ich war froh, daß es nicht der schwarze, feurige Hahn war, drehte mein Stahlroß um und radelte auf sonnigem Wald- und Feldweg meinem Dorfe zu.

Aus unserer Heimat für „Unsere Heimat“

Die ersten Hefte unserer Heimatzeitschrift liegen nun vor uns. In vielen alten Heimatfreunden werden sie hier und da eine freudige Erinnerung wachgerufen haben. Aber auch diejenigen, die hier eine neue Heimat fanden, werden die Berichte mit Interesse gelesen und vielleicht unbewußt festgestellt haben, wie sich der neue Lebensraum durch diese kleinen geschichtlichen Betrachtungen belebt, wie er — gleichsam wie ein kahles Zimmer durch das Anbringen schöner Bilder — an Wärme gewinnt, und all das dazu beiträgt, das Hineinwachsen in diesen Raum, in diese neue Heimat zu erleichtern und zu vollenden.

Auch unserer heranwachsenden Jugend geben wir damit die Möglichkeit, von diesen Dingen Kenntnis zu erhalten, sich mit ihnen zu beschäftigen, Interesse für sie zu gewinnen, die Verbindung mit dem kulturellen Erbe der engeren Heimat nicht zu verlieren und die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart zu erkennen.

Deshalb glaube ich nicht fehl zu gehen in der Vermutung, daß es von allen Heimatfreunden begrüßt wird, daß es nun endlich gelungen ist, eine Heimatzeitschrift für das gesamte Gebiet der ehemaligen Prignitz auf die Beine zu stellen, die zu einem Sammelbecken für das geistige Kulturgut unserer Heimat werden kann. Dieser Auf- und Ausbau unserer Zeitschrift wird aber nur möglich sein, wenn alle Heimatfreunde an diesem Werk mitarbeiten.

Und damit wende ich mich an Euch, Ihr alten und neuen Heimatfreunde, und besonders an Euch Kollegen von der Berufsschule, der Oberschule, den Zentralschulen und nicht zuletzt von den Landschulen. Wendet nicht ein, Heimatkunde sei nicht Euer Gebiet! Das Bild der Heimat setzt sich aus vielen Pfeilern zusammen; es gleicht einem großen Mosaik, für das Stein um Steinchen zusammengesetzt werden muß, um im Zusammenwirken der einzelnen Teile erst ein harmonisches Ganzes zu ergeben. An dieser Arbeit können und müssen sich daher sowohl alle Geschichtler, Geologen, Biologen, wie auch alle sprachlich Interessierten, kurz alle mit der uns umgebenden Arbeit Verbundenen beteiligen.

Interessant und dankbar wäre es doch für die sprachlich Interessierten, eine Zusammenstellung der örtlichen Sprachfehler, wie Verwechslung der Artikel, der Präpositionen, der falschen Pluralbildung usw. vorzu-

nehmen und die Fehlerquellen aufzudecken. Noch interessanter ist das Sammeln der Flurnamen der ortseigenen Feldmark. Sie stellen Denkmäler der Vergangenheit dar, denn sie gehen teilweise auf die älteste Zeit der ersten Kolonisten zurück und enthalten oft Wortstämme, die im täglichen Sprachgebrauch längst abhanden gekommen sind und vielfach gar nicht mehr verstanden werden. Mit ihrer Hilfe können wir uns nicht nur ein Bild entwerfen von dem einstigen Aussehen des Landschaftsbildes, der Tier- und Pflanzenwelt in früheren Zeiten, der allmählichen Kultivierung des Bodens und der früheren landwirtschaftlichen Betriebsweise, sondern auch von der allgemeinen Dorfverfassung, der Besitzverteilung und der ursprünglichen Herkunft der ansässigen Bevölkerung sowie gewisser Charaktereigenschaften derselben. — Unendlich viel Freude bereitet die Beschäftigung mit den heimatlichen Redensarten, Reimen und Liedern. Unzählige dieser Redensarten leben unter der Bevölkerung gerade des platten Landes, Gedankensplitter irgend eines Witzboldes oder schnurrigen Kauzes, die entweder eine Glosse über den Nächsten, sei es über sein Äußeres oder über seine Geistes- oder Charaktereigenschaften enthalten, oder die Vorgänge bei der Arbeit in launiger Weise kritisieren oder auch weise Arbeitslehren der älteren Generation an die in die Arbeitsverrichtung des Landes hineinwachsende junge Generation enthalten. Schließlich aber gibt es auch einige Witzworte, die ihren ursprünglichen Sinn gänzlich verloren haben, reinen Unsinn darstellen und lediglich aus Freude am Unsinn oder an der Rede, vielleicht auch aus Mangel an eigenen Gedanken, aber ganz gedankenlos gebraucht werden, somit also Redensarten im wahrsten Sinne des Wortes sind. Zusammengenommen aber stellen diese Worte einen ursprünglichen Schatz alten deutschen Volkshumors und -witzes dar, der zwar manchmal ziemlich derb und drastisch wirkt, jedoch durch Mundart und häufigen Gebrauch bereits scharf abgeschliffen und seines Stachels beraubt ist. Bei den Reimen und Liedern genügt nicht nur die Aufzeichnung der Texte, sondern es müssen auch die Melodien festgehalten werden. Ebenso wertvoll sind alte Dorfgeschichten: Spukgeschichten, Erzählungen von alten Dorforiginalen, Anekdoten aus Vergangenheit und Gegenwart von Glauben und Aberglauben.

Genauso wichtig und interessant ist das Arbeitsgebiet für die biologisch ausgerichteten Heimatfreunde. Hier gilt es zunächst, die seltenen und daher als Naturdenkmäler unseres engeren Heimatgebietes anzusprechenden Pflanzenarten ausfindig zu machen und sie, wenn nötig, unter Naturschutz zu stellen, zumindest aber zu fotografieren. Beschreibungen von Vertretern unserer heimatlichen Vogelwelt, den Bewohnern des heimatlichen Waldes, der Lebensgemeinschaften in unseren Gräben, Bächen und Seen vervollständigen die Arbeit. Daneben würden Arbeiten über die Zusammenhänge zwischen Pflanzenwelt und Bodenbeschaffenheit, das heißt also Feststellung sogenannter Pflanzenindikatoren, gerade bei

unserer Landbevölkerung größtes Interesse finden. Nicht minder interessieren die Zusammenhänge zwischen Klima und Pflanzenwelt, einschließlich der Kulturpflanzen. Wie macht sich der Unterschied des Pflanzenwuchses in den Niederungen, den Sander- und Moränengebieten bemerkbar? Welches sind in unserem Heimatgebiet die typischen Vertreter der atlantischen und der Kontinentalflora, die sich im hiesigen Zwischenklima begegnen und miteinander verzahnen?

Damit gleiten wir unmerklich in das Gebiet der Geografen und Geologen. Ihnen empfehle ich, zunächst eine Abgrenzung und Einordnung des engeren Heimatgebietes in das diluviale Gepräge der großen Gesamtlandschaft vorzunehmen, alsdann die kleineren morphologischen und geologischen Besonderheiten der eigenen Feldmark zu untersuchen und festzuhalten. Eigene kleine, mit wenig Mitteln durchzuführende Bodenuntersuchungen sind hier am Platze. Feststellung des pH-Wertes unserer Gewässer und Wiesen, des Stickstoff-, Eisen- und Phosphorgehalts unserer Äcker machen viel Freude, wecken das Interesse aller um die Fruchtbarkeit unseres Heimatbodens ringenden Menschen und regen sie zur Mitarbeit an.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen für die geschichtliche Erforschung des Heimatortes. Hier kommt es nicht allein darauf an, die Geschichte des Heimatortes aufzuzeichnen, neue Fundstellen aus der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeit festzustellen, altes Urkundenmaterial zu sammeln, alte Produktionsstätten und Siedlungen hinsichtlich ihrer Entstehung und ihres Vergehens zu untersuchen, sondern Einzeldarstellungen über die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Ortes zu erarbeiten. Zusammensetzung der Bevölkerung hinsichtlich Herkunft und Beruf, Verhalten derselben während der verschiedenen Kriegs- und Revolutionszeiten, das Verhältnis der einzelnen Klassen zu- und untereinander, Maßnahmen zur Produktionssteigerung, Beschreibung besonderer Arbeitsmethoden, Durchführung der Bodenreform im Ort, Entstehung der örtlichen LPG und der Massenorganisationen, Wandlung der Dorfform durch neue Siedlungen, Wandlung der Hausformen, Einfluß des Siedlerzuzuges auf Sprache, Sitte und kulturelle Veranstaltungen des Dorfes usw., all dies sind kurze Hinweise, um die weiten Grenzen dieses Gebietes anzudeuten.

Damit ist das große Ziel für den weiteren Aufbau unserer Heimatzeitschrift gegeben. Möge sie auf dieser Basis immer schöner und reichhaltiger ausgestaltet und damit zu einer Kraftquelle nicht nur der gesamten Bevölkerung unseres Heimatgebietes, sondern auch jener Heimatfreunde werden, die heute noch jenseits der Grenzen getrennt von uns leben müssen.

Die Verkündung der Bodenreform durch Wilhelm Pieck in Kyritz

Im Jahre 1945, und auch in den folgenden Jahren, war es vielen Menschen nicht immer klar, welchen entscheidenden Einfluß die in den historischen Septembertagen 1945 eingeleitete Bodenreform in der damaligen sowjetischen Besatzungszone Deutschlands sowohl auf die Gegenwart als auch auf die Zukunft haben würde.

Die Aufteilung des Junkerbodens entspricht den Grundprinzipien des Marxismus-Leninismus. Die Rettungslosigkeit der ökonomischen Lage der kleinen Bauern wird durch die Bodenreform beseitigt. Die allgemeine Lage im Sommer 1945 war bei der Einleitung der Bodenreform katastrophal. Das Volk war durch die nahezu sechs Jahre dauernde hitlerische Kriegsführung ausgehungert. Der uralte Traum Hunderttausender von Landarbeitern und Kleinbauern von der Aufteilung des Großgrundbesitzes und der Wunsch „Freier Bauer auf eigener Scholle“ wurde wieder lebendig. Eine Demokratie, die diesem elementaren Drang der landarmen Bauern und Landarbeiter nach Boden nicht stattgegeben hätte, hätte niemals den Elan in den Massen geweckt, der notwendig war, um erstens das Junkertum zu liquidieren und zweitens die zerrüttete Ernährungslage wieder herzustellen. Der Kreis Kyritz ist ein Gebiet, in dem die landwirtschaftliche Produktion überwiegt. Nur wenige industrielle Betriebe haben in den Kleinstädten ihren Standort, so zum Beispiel die Stärkefabrik in Kyritz, die eben nur auf Grund der alles überragenden landwirtschaftlichen Produktion in nächster Nähe ihre weit über die Grenzen der Deutschen Demokratischen Republik hinaus bekannten Erzeugnisse herstellen kann. So wurde Kyritz von der damaligen Provinzialverwaltung Brandenburgs dazu ausersehen, als Ausgangspunkt der Verkündung der Bodenreform zu dienen. In Kyritz selbst gab es vier Betriebe, deren Nutzungsfläche jeweils über 100 ha groß war, und zwar waren es Heinrichsfelde, Rüdow, Stolpe und das Stadtgut. Das Gut Heinrichsfelde gehörte Schulte, in Stolpe wirtschaftete Hauschild, Rüdow unterstand Henning, und das Stadtgut wurde mit Bräsickes Wirtschaft bezeichnet. In der weiteren Umgebung lagen die Güter des Junkers von Randor in Zaatze, des von Königsmark in Kötzlin, des von Weule in Holzhausen, des zu Putlitz in Laaske u. a. m.

Während der Sommermonate 1945 wurden von der Kommunistischen Partei Deutschlands in den umliegenden Dörfern Versammlungen ab-

gehalten, in denen die Landarbeiter mit den umwälzenden Gedanken der Bodenreform vertraut gemacht wurden. Die Menschen kamen zu der Erkenntnis, daß das Ziel, „Freier Bauer auf eigener Scholle“ zu sein, verwirklicht werden wird.

Im August 1945 erhielt die Parteileitung der KPD in Kyritz die Aufforderung, für den 2. September eine öffentliche Mitgliederversammlung, zu der die Landarbeiter und Bauern besonders eingeladen werden sollten, anzuberaumen. Erst einige Tage vor dem festgesetzten Termin wurde der Parteileitung mitgeteilt, daß der 1. Vorsitzende der KPD, Wilhelm Pieck, sprechen wird. Das Thema seines Referats war nicht bekannt. Die Begrüßung unseres Präsidenten bei seiner Ankunft gestaltete sich zu einem Wiedersehen alter bewährter Kampfgenossen. Aus der illegalen Arbeit der vergangenen Jahre tauschten der Präsident und der Genosse Paul Tessmer Erinnerungen aus. Wilhelm Pieck war freudig überrascht, einen ihm bekannten Genossen in Kyritz anzutreffen. Die Versammelten, der Saal des heutigen Kinos war überfüllt, waren darauf gespannt, worüber der 1. Vorsitzende der KPD ein Referat halten würde. Der 1. Sekretär der Kyritzer Kreisleitung der KPD, Genosse Schönebeck, eröffnete mit wenigen Worten die Versammlung. Den Zuhörern war es nach den anfänglichen Worten Wilhelm Piecks zunächst noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß in den mit Spannung verfolgten Ausführungen äußerst wichtige und grundlegende Richtlinien für die mit dieser Rede eingeleitete Bodenreform gegeben wurden. Bald wurde die Ruhe im Saal von immer neuen Beifallskundungen unterbrochen, und damit zeigten die Zuhörer, daß ihnen die umwälzende Bedeutung, die im Referat aufgezeigt wurde, bewußt geworden war. Die Landarbeiter, die bisher für den Junker gearbeitet hatten, sollten in den Besitz von Land kommen. Nach dem Schlußwort des Genossen Schönebeck wurde mit dem Gesang der Internationale die Versammlung beendet.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß unser Präsident, von begeisterten Menschen umringt, unter Beifallsäußerungen den Saal verließ. Mit dieser wegweisenden Rede in der Bauernkundgebung in Kyritz zur Ent eignung und Aufteilung des Junkerlandes war der Auftakt zu weiteren Arbeiten auf dem Gebiet der Bodenreform gegeben. Noch unter dem Eindruck der Ausführungen des Vorsitzenden der KPD, Wilhelm Pieck, kam es darauf zu einer Entschlie ßung der Anwesenden. Hierin wurde zum Ausdruck gebracht, daß die Notwendigkeit der Durchführung einer demokratischen Bodenreform anerkannt wurde. Die Versammelten gelobten, alle Kräfte für die Vorbereitung und Durchführung der Bodenreform einzusetzen. Sie verlangten vor allem die Aufteilung des Bodens der Kriegsverbrecher und Kriegsschuldigen sowie des ganzen Großgrundbesitzes, soweit dieser im einzelnen größer als 100 ha war, an die kleinen Bauern, Landarbeiter und Umsiedler. Die Entschlie ßung endete mit den Worten: „Wir

wollen endlich einmal freie Bauern sein, auf freier Scholle, in einem demokratischen Deutschland“.

Einige Tage nach der Kundgebung, am 6. September 1945, wurden in Kyritz die Arbeiten zur Durchführung der Bodenreform aufgenommen. In einem Aufruf der Stadtverwaltung wurden die Interessenten aufgefordert, sich bei der Abteilung Landwirtschaft zu melden. Ein Beschluß der Gewerkschaften vom gleichen Tage besagt, daß die zur Gemarkung Kyritz gehörenden und schon benannten Betriebe aufgeteilt werden sollen. In einer Vollversammlung der Interessenten wurden aus deren Mitte die Mitglieder der Gemeindebodenkommission auf demokratischer Grundlage vorgeschlagen. Die Kommission bestand aus fünf Mitgliedern, und zwar gehörten ihr an: Winkelmann, Buske, Rudolf Schulz, Pfeifer und Trabel. Den Vorsitz führte der Genosse Winkelmann. Als Grundlage der Aufteilung dienten die am 11. September, 20. September und 17. Oktober 1945 von der Provinzialverwaltung Brandenburgs erlassenen Verordnungen. Die Aufteilung der vier bereits genannten Güter gelang innerhalb sechs Wochen. Zugleich begann die Bewirtschaftung durch die Neubauern. In Heinrichsfelde wurden 21, in Rüdow 16, in Stolpe 7 und aus dem sogenannten Stadtgut 20 Siedlerstellen geschaffen.

Anmerkung: Die Rede des Präsidenten ist unter dem Titel „Wilhelm Pieck — Junkerland in Bauernhand“ im Dietz-Verlag, Berlin, erschienen.

HEINZ MUCHOW, WENTDORF

Wentdorf vor hundert Jahren

Von dem alten Rundling Wentdorf ist heute nicht mehr viel zu erkennen. Eng drücken sich die stroh- und rohrgedeckten Bauernhäuser mit ihren Wirtschaftsgebäuden auf den schmalen Hofstellen um die 1776 erbaute Kirche. Dort, wo heute der Wolgast'sche Hof liegt, lagen damals drei Hofstellen mit ihren Gebäuden. Zu jener Zeit war die Rundlingsform des Dorfes noch klar ausgeprägt. Nur eine Straße führte in das Dorf. Ganz gleich, ob die Bauern oder Kätner auf der alten Poststraße von Wittenberge oder auf der Landstraße von Cumlosen her mit ihren Gespannen ins Dorf wollten, alle erreichten den Dorfeingang nur über den Umgehungs-

weg, der hinter den Gehöften entlangführte. Noch heute umschließt dieser Weg das sogenannte „alte Dorf“. Zum inneren Dorfplatz mit der alten Kirche und der ehemaligen alten Schule hin aber führte damals nur der Weg, der heute vom Spritzenhaus her zwischen dem Kählerschen und dem Kaufmannschen Grundstück hindurch verläuft und jetzt im Netz der Wege und Straßen des Dorfes nur eine untergeordnete Stelle einnimmt.

Hundert Jahre ist es nun her, da brachte ein Wentdorfer über sein Dorf große Not. Die alte Wentdorfer Chronik berichtete darüber. Leider ist sie seit dem Kriegsende 1945 nicht mehr auffindbar. Mündliche Nachforschungen bei den Alten des Dorfes sowie auch ein Zeitungsartikel aus dem Jahre 1939 gaben leider kein eindeutiges Bild von diesem für die Geschichte unseres Dorfes so wichtigen Mißgeschick. Endlich konnte ich noch ein Exemplar einer Wochenzeitschrift aus dem Jahre 1856 auftreiben. „Der Bürgerfreund — Eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung, sowie zur Besprechung der localen und sozialen Interessen der Prignitz“ berichtet in seiner Ausgabe Nr. 6 im Mai des Jahres 1856 folgendes:

„In der Nacht vom 7. zum 8. d. Mts. brach im Dorfe Wentdorf eine Feuersbrunst aus, welche 8 Wohnhäuser, 8 Scheunen, 7 Ställe, 4 Altentheilhäuser und 1 Backhaus gehörig 8 Hofwirthen und einem kleineren Eigenthümer, völlig in Asche legte. Das Feuer entstand in der Scheune des Bauern Beneke und, da diese gleichzeitig den Pferdestall enthielt, die Flamme aber an dem Strohdach eine so fördernde Nahrung fand, so war es nicht einmal möglich, die 7 im Stalle sich befindlichen Pferde zu retten und diese fanden sämmtlich in den Flammen ihren Tod. Die Entstehungsart dieses Brandes hat nicht ermittelt werden können. Sämmtliche Gebäude waren bei der Elberfelder Feuer-Assecuranz versichert.“

Das alte Wentdorf war in dieser Nacht ausgelöscht worden. Wie war das möglich?

Falscher Verdacht trübte lange Zeit hindurch das Verhältnis der Einwohnerschaft untereinander. Erst auf ihrem Sterbebette — Jahre nach dem Unglückstage — erleichterte die Frau des Brandstifters, selbst mit großer Schuld belastet, ihr Gewissen.

In der mündlichen Überlieferung wird dazu berichtet:

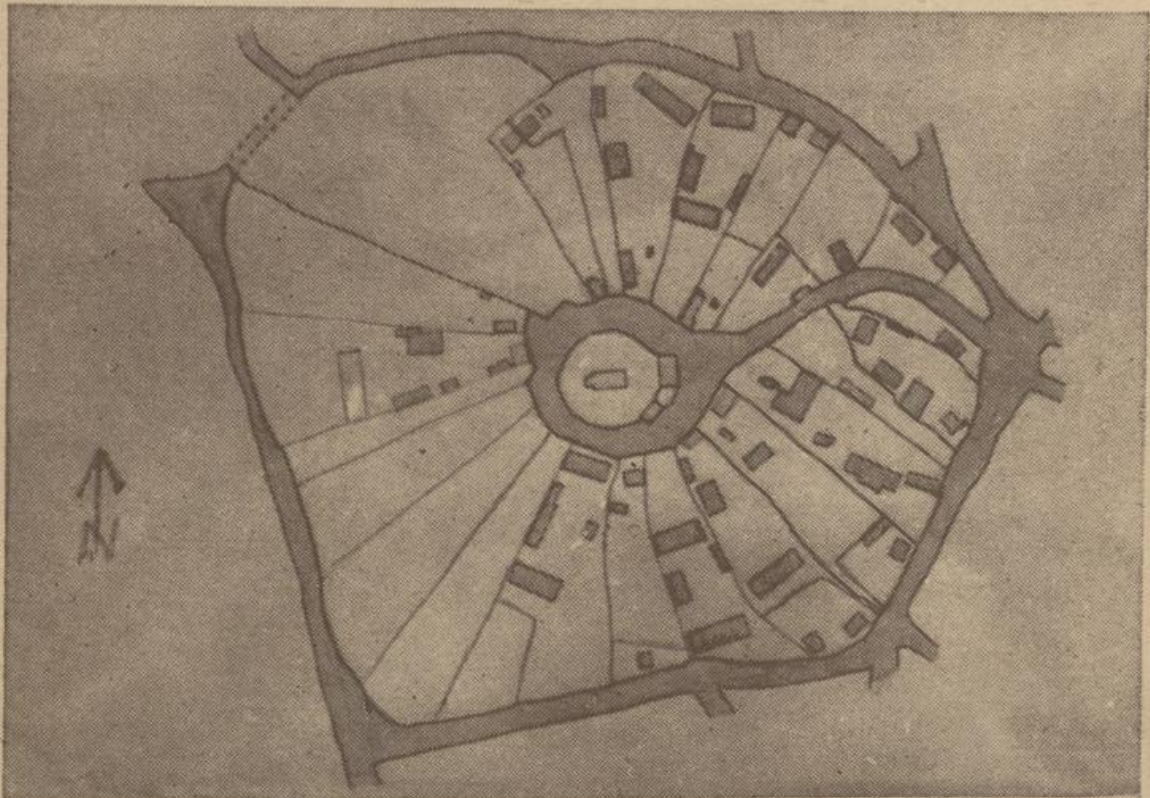
Der Brandstifter, Himburg soll er geheißen haben, habe die Absicht gehabt, durch die Brandstiftung in den Besitz der Versicherungssumme für sein eigenes kleines Grundstück zu kommen. Um den Verdacht aber von vornherein von sich abzulenken, habe er die Scheune des benachbarten Bauern Beneke angezündet in der Hoffnung, daß der günstige Wind dann die gewünschte Ausweitung des Brandes bewirken würde.

Als sich aber der Wind gegen 22 Uhr gelegt hatte und nicht mehr vermochte, die Glut aus dem schwelenden Aschehaufen weit hinauszutragen,

ersann er ein neues Verbrechen: Plötzlich stand auf Himburgs Haus der „Rote Hahn“, jene große Gefahr für die Stroh- und Rohrdächer der alten Dörfer. Die große Hitze des Brandes wurde vom wieder auffrischenden Winde nach Westen getragen. Jetzt leisteten die „Rohrpiepen“, jene gefahrbringenden, brennenden Rohrhalme, ihren verderblichen Beitrag zum Unglück des ganzen Dorfes, indem sie wie Zündschnur das Feuer zu den eng beieinander liegenden Gebäuden weiterleiteten . . .

Nach dem Geständnis nahm man den Brandstifter in sicheres Gewahrsam, wo er sich in der Zelle selbst erhängte.

Als bald nach dem Brande der Wiederaufbau des Dorfes begann, baute man weiträumiger. Die ehemaligen 16 Vollbauernhöfe hatten im engen Rund um die Kirche nun keinen Platz mehr. Die Abbildung zeigt das „alte Dorf“ nach dem Wiederaufbau um 1890.



Durch die Ausbauten entstand nun aber auch das „neue Dorf“, das dann 1898 durch den Chausseebau Wittenberge—Lenzen mit dem alten Dorfe zu einem neuen Dorfbild vereinigt wurde, wobei dann allerdings die Rundlingsform völlig verschwand.

Von Eulen und Käuzen

In früheren Jahrzehnten war es eine weit verbreitete Unsitte, Raubvögel und insbesondere Eulen, an die Scheunentore zu nageln. Sie sollten Feuerbrünste und Unglücke bannen und als Schutz gegen unerwünschte Raubvogelbesuche dienen. Und wie viel Schauerfrauen wurden um den niedlichen, reichlich drosselgroßen Steinkauz, dem „Totenvogel“ gesponnen. Zugegeben, die weithin durch das nächtliche Waldesdunkel schallenden Rufe dieser Nachtvögel klingen etwas schauerlich und können einem zaghaften Gemüt schon eine Gänsehaut über den Rücken jagen. Doch mit dem „Übermächtigen“ stehen die nächtlichen Jäger nicht in Verbindung, und über Tod oder Leben können sie schon gar nicht entscheiden, auch dann nicht, wenn ihr Ruf vor dem Fenster eines Krankenzimmers ertönt. Diese Erscheinung findet eine ganz natürliche Erklärung. Alles liegt in tiefer Finsternis, nur im Krankenzimmer wird noch gewacht, brennt noch Licht. Gleich den Insekten wird der „Totenvogel“ vom Lichtschein angelockt und läßt sich auf einem in der Nähe stehenden Baum oder gar auf dem Fenstersims nieder. Wenn nun der Ruf „Kuii wiiit“ erschallt, so wird er von Abergläubischen als „komm mit“ gedeutet.

Den Nagern jedoch, den Mäusen, die zu nächtlicher Stunde aus ihren schützenden Löchern gekommen sind, um sich an den Gaben in Feld und Flur zu stärken und hier und dort zu naschen, bedeutet der Ruf Tod und Verderben. Lautlos schwebt der gefiederte Jäger heran und greift mit spitzen Krallen das Mäuschen, das der Hunger die Vorsicht vergessen ließ. Krallen und Schnabel blasen ihm in Sekundenschnelle das Lebenslicht aus.

Die Eulen sind zweckmäßig für ihre nächtliche Lebensweise ausgerüstet. Ihr samtweiches Gefieder gestattet ihnen einen fast lautlosen Flug. Ein ausgezeichnetes Gehör ermöglicht das Auffinden der Beute in der Dunkelheit. Mit den auffällig großen, nach vorn gerichteten Augen können die Eulen selbst bei schwächsten Lichtverhältnissen noch etwas sehen.

Der größte Vertreter der Eulenfamilie, der Uhu, ist durch die ständige Verfolgung des Menschen in seinem Bestand arg gefährdet. Es gibt heute in Gesamtdeutschland noch etwa 50 bis 70 Brutpaare, die ausschließlich Felsenbrüter sind und die entlegensten Stellen unserer Mittelgebirge besiedeln.

Die Waldohreule, die verkleinerte Ausgabe des Uhus, die sich durch ihre aufrecht stehenden Federohren von allen anderen Eulen unterscheidet, können wir dagegen auch bei uns beobachten. Wie erstaunt war ich, als ich im Vorjahre bei einer Kontrolle der Krähenester eines von einer Waldohreule besiedelt fand. Der Nestbaum befand sich nämlich nur 80 Meter

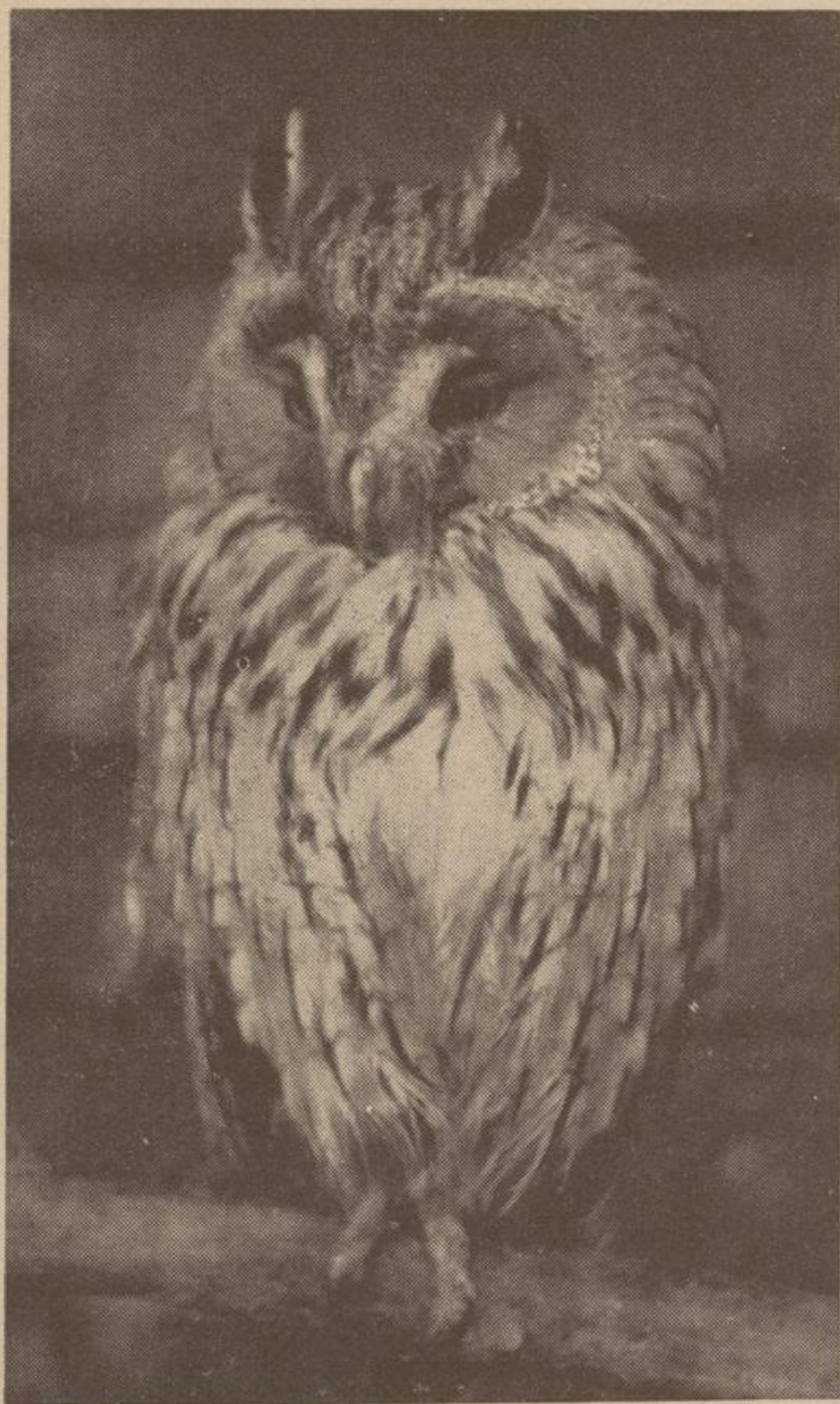


Foto: Seeger

Waldohreule

hinter meinem Garten in 4 Meter Entfernung von einem viel begangenen Steig. Ich war daher um diese Brut sehr besorgt; denn leider zählt die Nestplündererei trotz aller Aufklärung immer noch zu einer beliebten Sportart von Schülern und Jugendlichen. Doch wider Erwarten ging alles gut. Nach vierwöchiger Brutdauer waren aus dem ausnahmsweise kleinen

Gelege, es enthielt nur drei rundlich dicke, weiße Eier, die Jungen geschlüpft. Sie wurden noch reichlich 14 Tage vom Weibchen gehudert und waren schon ziemlich groß, als sie den ersten Tag allein im Nest verbringen mußten. Doch wachte auch jetzt noch ständig ein Altvogel in der Nähe.

Die an die Jungen verfütterte Nahrung bestand überwiegend aus Feld- und Wühlmäusen. An Vögeln konnten lediglich zwei Sperlinge, eine Jungdrossel und eine Feldlerche nachgewiesen werden. Die sehr zahlreichen Gewölle wurden laufend von mir gesammelt. Über die Gewölle und die Ernährung der Eulenvögel später noch genaueres.

Mit dem Fotoapparat war leider wegen der dichten Baumkrone, die sich andererseits als vorzüglicher Schutz gegen gehässige Krähenvögel erwies, am Nest nichts zu machen. Dafür kam ich aber, als die Jungvögel im Alter von dreieinhalb Wochen die ersten Ausflüge machten, zu einigen schönen Aufnahmen. Noch eineinhalb Wochen nach dem ersten Verlassen des Nestes waren die drei Jungen in unmittelbarer Nestnähe zu finden und kündeten bei Anbruch der Dunkelheit ihren Eltern durch laute Rufe ihren erwachenden Appetit. Dann trugen die weichen Schwingen die ganze Familie mäusereichen Jagdgründen entgegen.

Vergeblich bemühte ich mich in diesem Jahr, die Bekanntschaft zu erneuern. Wurde ihnen der strenge Winter zum Verhängnis, haben sich die sonst so ortstreuen Vögel ein anderes Brutrevier gesucht, oder sind sie nur meiner Aufmerksamkeit entgangen?

Vom Bewohner der Fels- und Baumhöhlen entwickelte sich die Schleiereule im Laufe der Jahrhunderte zum Kulturfolger. Diese allgemein verbreitete Eule bewohnt heute ausschließlich Kirchtürme, Scheunen, stille Hausböden und Ruinen. Ein Nest wird nicht gebaut. Das Gelege wird in einem dunklen Winkel ohne Unterlage auf dem Boden abgelegt. Brutzeit und Jungenaufzucht dauern bei der Schleiereule wesentlich länger als bei der Waldohreule. Der Mangel an geeigneten, zugänglichen Räumlichkeiten dürfte der Hauptgrund sein, daß die Schleiereule an vielen Orten nicht zu finden ist. Wo geeignete Räume vorhanden sind, sollte man ihr den Zutritt ermöglichen, indem man eine Bodenluke oder ein Dachfenster offen läßt.

Der eingangs schon erwähnte Steinkauz ist eine unserer kleinsten Eulen. Durch seine Lebhaftigkeit und sein auch am Tage munteres Wesen weicht er in seinen Gewohnheiten von den übrigen Eulen ab. Sein Brutgeschäft tätigt er vorwiegend in Baumhöhlen, mitunter auch in Gebäuden und Mauerlöchern. Eine mir bekannte Bruthöhle wird schon seit Jahren von einem Paar bewohnt. Leider gelang es mir noch nicht, den zierlichen Gesellen mit der Kamera einzufangen.

Am zahlreichsten fand ich bei uns in den letzten Jahren den etwa krähengroßen Waldkauz. In diesem Jahr wurden mir in meinem verhältnismäßig kleinen Beobachtungsgebiet drei Brutten bekannt. Wo es Mäuse gibt, ist



Foto: Seeger

Bruthöhle des Waldkauzes mit vier jungen Käuzen

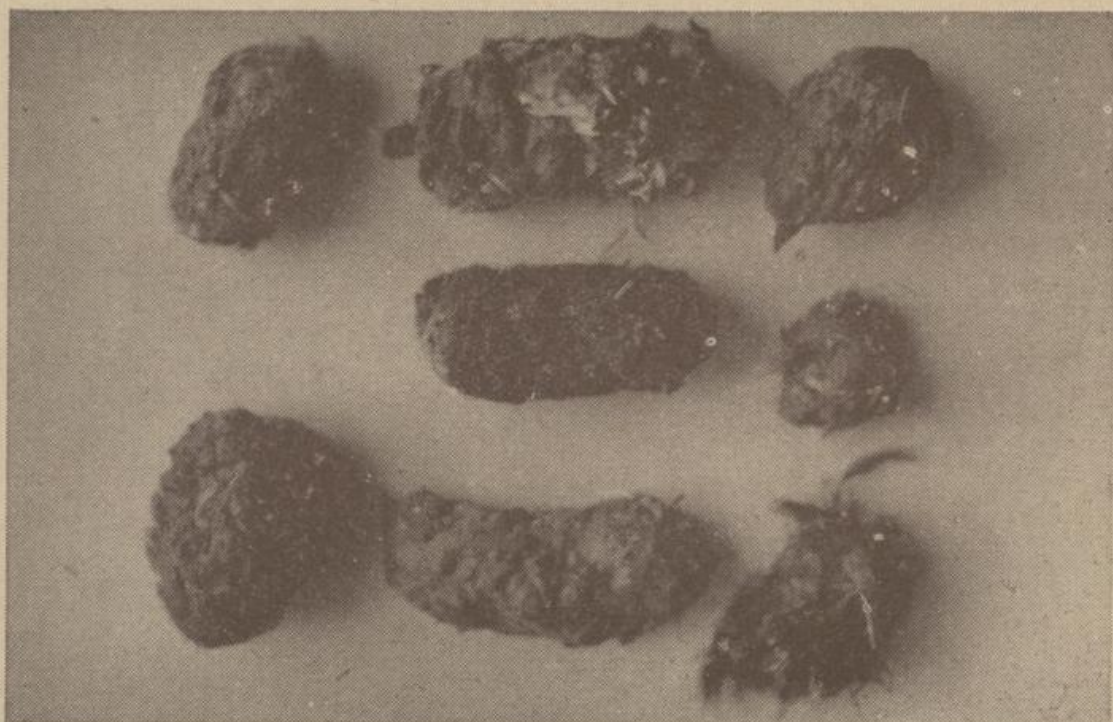


Foto: Seeger

Gewölle der Waldohreule

auch der Waldkauz zu finden. Als größtes Hindernis dürfte seiner Ansiedlung der Mangel an entsprechend großen Bruthöhlen entgegenstehen; denn der Waldkauz brütet gleich dem Steinkauz vorwiegend in Baumhöhlen. Mitunter sucht er auch Gebäude auf oder begnügt sich mit einem alten Krähenest. Trotz seines recht häufigen Vorkommens ist er dank seiner heimlichen Lebensweise den wenigsten bekannt. In der Höhle einer Kastanie der recht belebten Glöwener Dorfstraße brütet er seit Jahren. Trotzdem wissen, zu seinem Heile, nur wenige davon.

Waldarbeiterinnen fanden zufällig eine Brutstätte des Waldkauzes. Der Förster, der meine Fotoleidenschaft und meine Vorliebe für die Vogelwelt kennt, wies sie mir. In dem hohlen Stumpf eines starken Eichenastes fand sich eine geräumige Höhle. Da sich die Rinde mühelos zurückklappen ließ, bot sich mir eine Möglichkeit, mit der Kamera in die Kinderstube eines Höhlenbrüters zu schauen, wie sie wohl selten ein Tierfotograf gefunden hat. Trotzdem kostete es noch viel Mühe und Schweiß, bis ich zu meinen Farb- und Schwarzweißaufnahmen kam.

Bei meinem ersten Besuch fanden sich vier junge Käuze im Nest, die schätzungsweise dreieinhalb Wochen alt waren. Ihre Entwicklung verriet einen deutlichen Altersunterschied, der dadurch entsteht, daß schon bei der Ablage des ersten Eies mit dem Brüten begonnen wird. So erblicken die

Jungen im Abstand von etwa zwei Tagen das Licht der Welt. Während drei der Vögel nach der nächtlichen Mahlzeit einen ausgiebigen Verdauungsschlaf hielten und mich nicht beachteten, verfolgte der vierte mein Tun mit großen Augen.

Als ich nach acht Tagen erneut ins Brutgebiet kam, saßen zwei der Jungkäuse außerhalb der Höhle auf einem Ast und sonnten sich. Im Nest befand sich nur noch das kleinste der Geschwister, während der Älteste offenbar mit seinen Eltern auf einem Baum in der Nähe den Tag verbrachte. Die beiden Ausflügler auf dem Ast der Eiche saßen mir geduldig Modell, und mit dem Teleobjektiv kam ich zu einigen herrlichen Porträtaufnahmen.

Als ich nach einer weiteren Woche erneut Gelegenheit fand, nach den Käuzen zu sehen, war die ganze Gesellschaft verschwunden. Ob sie sich im kommenden Jahr an gleicher Stelle einfinden wird? — Bezeichnend für die große Wohnungsnot der Höhlenbrüter war, daß im gleichen Aststumpf, nur wenige Meter voneinander entfernt, noch ein Spechtpaar und eine Starenfamilie ihre Jungen aufzogen.

Viele Geheimnisse gibt es noch im nächtlichen Leben unserer Eulen. Über ihre Ernährung aber wissen wir weit besser Bescheid, als allgemein bekannt ist. Bei allen Greifvögeln und daneben auch bei einer Reihe anderer Vögel, werden die unverdaulichen Nahrungsreste, wie Knochen, Haare und Federn, im Magen zusammengeballt und als sogenannte „Speiballen“ oder „Gewölle“ wieder ausgewürgt. Da in den Eulengewöllen, im Gegensatz zu den Tagraubvögeln, die Knochen ihrer Beutetiere unzersetzt enthalten sind, lassen sich diese, nach Art und Zahl, durch die Untersuchung der Gewölle genau ermitteln. Der am 21. März 1954 verstorbene Dr. h. c. Uttendörfer hat, von zahlreichen Mitarbeitern unterstützt, in einem sich über sechs Jahrzehnte erstreckenden Zeitraum zahlreiche Rüpfunge und Gewölle aller bei uns vorkommenden Greifvögel untersucht. In seinen Arbeiten vermittelt er uns wertvolle Erkenntnisse über die Ernährungsweise dieser Vögel.

Die dem Landmann so schädlichen Feldmäuse nehmen den ersten Platz ein auf der Speisekarte der Eulen und Käuze. Der Mäuseanteil beläuft sich auf 65 bis 85 Prozent der Gesamtbeute, kann aber in mäusereichen Zeiten noch erheblich höher sein. Lediglich die Schleiereule fängt eine Menge der nützlichen Spitzmäuse, die etwa ein Viertel ihrer Beute ausmachen. Der Anteil an Vögeln ist, mit Ausnahme des Waldkauzes (15 Prozent), gering und liegt bei den anderen Eulen unter 5 Prozent. Der Rest der Beute setzt sich aus Fröschen, Kröten und Insekten zusammen.

Die Nützlichkeit der Eulen ist also anhand ihrer „Speisekarte“ einwandfrei erwiesen. Hoffentlich setzt sich diese Erkenntnis besonders unter der Landbevölkerung durch, damit abgelassen wird von dem unbegründeten Haß. Lernt die Rufer der Nacht kennen, und ihr werdet sie lieb gewinnen. Gewährt ihnen den Schutz, den sie verdienen.



UNSERN LESERN UND FREUNDEN
HERZLICHE WEIHNACHTSGRÜSSE
UND GLÜCKWÜNSCHE ZUM NEUEN JAHR!

Das Heft enthält:

	Seite
Johanna Kraeger: Singt das Lied des Friedens	357
Albert Hoppe: Zur Weihnachtszeit	358
Walter Bredthauer: Hexenglaube und Hexenverfolgung in unserer Heimat	363
Rudi Bellach: Die Prignitz im Dreißigjährigen Krieg	367
Willi Westermann: Zum schwarzen Hahn bei Birkholz	372
K. Andree: Aus unserer Heimat für „Unsere Heimat“	374
Max Witte: Die Verkündung der Bodenreform durch Wilhelm Pieck in Kyritz	377
Heinz Muchow: Wentdorf vor hundert Jahren	379
Helmut Seeger: Von Eulen und Käuzen	382

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: An der Karthane, Foto: Köhn-Hellwig

2. Umschlagseite: Arbeiterstudenten (Bleistiftzeichnung) Prof. O. Bertl, Bad Wilsnack

4. Umschlagseite: Foto Bismark

Dezemberheft 1056 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise, Abteilung Volksbildung, Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 896-56 - 6059

